

Abgehört und eingesperrt

Für den Druck eines Flugblattes, das nie verteilt wurde, saß Uta Franke zwei Jahre im DDR-Frauengefängnis Hoheneck

Ich war eine der etwa 200 000 politischen Gefangenen, von denen die DDR-Regierung immer bestritten hat, dass es sie überhaupt gab. Wenn man es nicht selbst erlebt hat, kann man nicht ermessen, was es bedeutet, mit Mörderinnen und ehemaligen KZ-Aufseherinnen gefangen zu sein! Elf Monate dauerte allein die Untersuchungshaft mit täglichen Verhören durch die Staatssicherheit. Über lange Strecken war ich vollständig isoliert. Alle zehn Minuten sahen die Wärterinnen durch den Spion in der Tür. In dem ganzen riesigen Gefängnistrakt war kaum ein Laut zu hören. Kein Wunder: Die Wärter liefen in Filzpantoffeln über die Gänge.

Verurteilt wurde ich wegen »staatsfeindlicher Hetze« und der »Vorbereitung eines imperialistischen Aggressionskriegs«. Die Anklage war lächerlich, mein Versuch, mich zu verteidigen, auch! Das Ganze war wie ein inszeniertes Theater, und entsprechend schnell wurde das Urteil gesprochen: zwei Jahre und vier Monate Haft. Nachdem ich wusste, dass auch mein damaliger Ehemann verhaftet worden war, zitterte ich um meine vierjährige Tochter Dörte. Sie war bei den Großeltern, aber wie lange noch? In der DDR wurden die Kinder von inhaftierten Oppositionellen auch schon mal ins Kinderheim eingewiesen oder sogar zwangsadoptiert.

Geboren wurde ich 1955 in Leipzig. Meine Mutter besaß lange Zeit ihren eigenen Friseursalon. Über Politik wurde bei uns kaum geredet. Nachdem meine Eltern geschieden waren, zog mein Stiefvater bei uns ein. Er war SED-Mitglied und redete zu Hause ganz anders als in der Öffentlichkeit. Westfernsehen sahen wir trotzdem. Diese Heuchelei ist mir schon als Kind negativ aufgefallen. In der Schule bekamen wir das, was ich heute eine deformierte Bildung nenne. So war es obligatorisch, das ehemalige NS-Konzentrationslager Buchenwald zu besuchen. Dort hieß es dann, die Opfer seien alle Kommunisten gewesen. Juden kamen nicht vor!

Auf meine Freunde konnte ich mich immer verlassen, und wir diskutierten offen über das politische Geschehen in der DDR. Ich habe meine Stasi-Akte gelesen und weiß, dass mich kein Freund, keine Freundin und kein Verwandter jemals bespitzelt hat! Ich hatte ein Strafgesetzbuch zu Hause, aber die Paragraphen über »staatsfeindliche Hetze« oder »staatsfeindliche Gruppenbildung« waren so gummiartig formuliert, dass niemand von uns wusste, ob das Diskutieren an sich bereits eine strafbare Handlung war.

Als Rudolf Bahro im Juni 1978 zu acht Jahren Haft verurteilt worden war, weil der *Spiegel* einen Auszug aus seinem Buch »Die Alternative – Zur Kritik des real existierenden Sozialismus« veröffentlicht hatte, glaubten meine Freunde und ich, Flagge zeigen zu müssen: Im November 1978 verfassten wir einen systemkritischen Aufruf zur Verteidigung Bahros – gedruckt mit Buchstaben aus einem Stempelkasten für Kinder. Aus Sicherheitsgründen hatten wir anschließend eine lange Kontaktsperre vereinbart. Deshalb wusste ich zunächst auch nicht, dass das Flugblatt gar nicht verteilt worden war.

Wir glaubten uns sicher, da niemand von uns zeitnah verhaftet worden war. Doch zu diesem Zeitpunkt wurden wir schon viele Monate observiert – inklusive konspirativer Hausdurchsuchungen und Wanzen in den Wohnungen. In der Nacht vom 4. auf den 5.

September 1979 träumte ich, verhaftet zu werden. Und genauso geschah es: Auf dem Heimweg – ich arbeitete damals im *Bibliographischen Institut Leipzig* – verfolgten mich drei Mitarbeiter des *Ministeriums für Staatssicherheit* mit dem Auto und zwangen mich, zur »Klärung eines Sachverhalts« mitzukommen.

Erst im August 1981 wurde ich im Rahmen des sogenannten Freikaufs politischer Häftlinge in den Westen abgeschoben. Nach vorheriger Ablehnung ihres Ausreiseantrages durfte meine Tochter Dörte kurz vor Weihnachten zu uns nach Köln ausreisen.

Am 9. November 1989 erlebte ich dann meine ganz persönliche Wiedervereinigung: Meine Mutter aus Leipzig kam nach Köln – nach acht Jahren Trennung hatte sie endlich ein Visum erhalten. Und am frühen Morgen des 10. November stand mein Bruder vor der Haustür. Er hatte sich sofort nach der Maueröffnung in seinen Trabi gesetzt und war losgefahren – ohne Landkarte, ohne jede Orientierung. Es waren sehr aufregende Tage, die sich tief in mein Gedächtnis eingepägt haben.

Heute arbeite ich als Publizistin, halte Vorträge in Schulen und versuche so, zur Aufarbeitung der DDR-Geschichte beizutragen. Viel Zeit widme ich auch dem Stolpersteine-Projekt. Wir verlegen Steine mit den Lebensdaten ermordeter Opfer des Nationalsozialismus vor dem Haus, in dem diese einmal gewohnt haben.

Meine Vergangenheit in der SED-Diktatur kann ich nicht so einfach abschütteln. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich nicht mehr in einem Café verstummte oder den Platz wechselte, sobald ich das Gefühl hatte, dass am Nebentisch jemand mithört. Mit dem Umzug nach Berlin bin ich meiner eigenen Geschichte räumlich wieder ein Stück näher gerückt.

Allerdings lebe ich im Westen der Stadt. Hier kann ich mir einbilden, dass die Menschen, die mir auf der Straße begegnen, keine ehemaligen SED-Funktionäre und MfS-Mitarbeiter sind.

■ **Protokolliert von Annette Lübbers**